

3.4 Kommentar: Die kirchliche Form der Kommunikation des Evangeliums als voraussetzungsreiche Kommunikationsform

Mit großer Deutlichkeit verweisen die Befunde aller Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen auf den Zusammenhang von Kirchlichkeit und familialer Sozialisation. Wer der evangelischen Kirche angehört, steht zumeist in einer familiären Traditionslinie. Das gilt auch dann, wenn diese Tradition eher nebensächlich und Kirchlichkeit nicht zentral ist.

Über Jahrzehnte hinweg lässt sich aufzeigen, wie grundlegend die Bedeutung der Familie für die Anbahnung und Ausprägung von Kirchenmitgliedschaft ist. Auch die aktuelle Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung bestätigt diese Linie. Zugleich jedoch gibt sie der Interpretation teilweise eine neue Richtung. Die Prägekraft von Eltern und Großeltern wird von den Befragten zwar weiterhin wahrgenommen, scheint aber in ihrer Intensität abzunehmen. Die Befunde zur Einschätzung der eigenen religiösen Sozialisation sprechen eine deutliche Sprache. Der Anteil derer, die religiös erzogen wurden, wird kleiner. Nicht zuletzt daraus resultiert die Zurückhaltung in der religiösen Erziehung eigener Kinder. Die mehr oder weniger gegebene Selbstverständlichkeit in der Weitergabe der Kirchenmitgliedschaft ist für eine wachsende Zahl nicht mehr gegeben. Verstärkt wird diese Entwicklung durch gesellschaftliche Veränderungen. Die Zunahme religiöser und weltanschaulicher Pluralität, verbunden mit der Abnahme von Vorgaben in diesem Bereich durch die Gesellschaft insgesamt sowie durch das Nahumfeld vor Ort, verstärkt die Tendenz zu einer abwartenden Haltung in *rebus religionis*.

Wer aus den Befunden der fünften Kirchenmitgliedschaftsumfrage allerdings auf eine Abnahme der Bedeutung der Familie für die Weitergabe der Kirchenmitgliedschaft schließen wollte, steht in der Gefahr, Entscheidendes zu übersehen. So lässt sich klar aufzeigen, dass die bisher gängigen Mechanismen nicht mehr ohne weiteres wirken. Selbst bei einer religiösen Sozialisation in der Familie und einer Selbsteinschätzung als religiös kann nicht selbstverständlich davon ausgegangen werden, dass die Kirchenmitgliedschaft an die nächste Generation weitergegeben wird. Am Beispiel der Taufe lässt sich das gut vor Augen führen. Wie eine kleinere Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD zeigte, haben alleinerziehende evangelische Mütter zwar ein großes Interesse an der Taufe, lassen ihre Kinder allerdings deutlich

seltener taufen als Verheiratete, obwohl sich in der Gruppe der Alleinerziehenden »die größte Intensität der gelebten Religiosität in der Mutter-Kind-Beziehung« (Sozialwissenschaftliches Institut der EKD 2006, 8) findet.

Hier wird deutlich, dass in bestimmten Konstellationen spezielle Haltungen nicht automatisch in ein entsprechendes Verhalten münden. Die Wahrscheinlichkeit kirchlicher Partizipation hängt nicht nur von Einstellungen zu Religion und Kirche ab, sondern zu einem großen Teil auch von den vorherrschenden Familienkonstellationen. Dabei scheint ein Abweichen vom traditionellen Familienbild Kirchlichkeit zu erschweren. Verheiratete Eltern mit mehreren Kindern messen kirchlichen Angeboten mehr Bedeutung zu als Alleinerziehende oder nichteheliche Lebensgemeinschaften mit einem Kind. So zeigte beispielsweise die bundesweite Studie zur Konfirmandenarbeit, dass 78 % der verheirateten Eltern die Konfirmation als eines der wichtigsten Feste im Leben ihres Kindes feiern, während dies bei Alleinerziehenden lediglich 60 % tun. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass das große Fest, das für viele Familien als sehr attraktiv erscheint, bei etlichen Alleinerziehenden hingegen als eine deutlich schwerer zu leistende Aufgabe wahrgenommen wird oder schlichtweg nicht so wichtig ist, weil das Zusammenführen der unterschiedlichen Familienmitglieder zu einem Ereignis keinen besonderen Anlass darstellt, der rituell initiiert und begleitet werden müsste (Domsgen 2011, 226). Möglich wäre aber auch, dass solcherart Familienfeste aufgrund von unglücklich verlaufenden Trennungsprozessen eine Hürde markieren, die man nur mit viel Mühe überspringen kann und bei der kirchlicherseits auch keine Hilfestellungen dafür angeboten werden.

Wie auch immer man im Einzelnen die Befunde interpretieren mag, zeigt sich doch, dass vor allem eine an (den klassischen) Kasualien orientierte Form der Kirchlichkeit Voraussetzungen verlangt, die bisher zu wenig thematisiert werden. Taufe, Konfirmation und Trauung sind primär auf Familienkonstellationen ausgerichtet, die als traditionell bezeichnet werden können. In gewisser Weise fallen Familien jenseits des (zumindest für Westdeutschland weitgehend noch anzutreffenden) Normalmodells aus dem primären Fokus kirchlicher Angebote heraus. Vergleichbares gilt auch für Familien, die weniger bildungsaffin sind und sozioökonomisch am Rand stehen. Einerseits liegt das daran, dass die unterschiedlichen Familienkonstellationen nicht gleichermaßen vom Nutzen solcher Angebote profitieren. Andererseits vermögen sie wohl die dafür erforderlichen Voraussetzungen schwerer aufzubringen. Der Rückgang explizit religiöser Sozialisation, der zweifelsohne zu beobachten ist, markiert in einer solchen Perspektive in erster Linie eine Herausforderung für die Kirche und stünde nur dann für eine abnehmende Bedeutung der Familie als religiöse Sozialisationsinstanz, wenn von bestimmten Leistungen ausgegangen werden dürfte, die familiär per se zu erbringen sind.

Erhellend für die darin liegenden Herausforderungen können Überlegungen aus der Schulforschung unter kritischer Aufnahme des Habitusbegriffs sein. Der Habitus wird dabei als »Vermittlung von Sozialität und Individualität« (Helsper u. a. 2014, 3)

verstanden. Die Familie kommt hier als Bedingungsgefüge in den Blick, in dem das Kind seinen primären Habitus ausbildet, also eine Art Set von Strukturmustern, die Wahrnehmungen und Haltungen, Denken und Handeln steuern. Hinsichtlich des Verhältnisses von Familie und Kirchlichkeit ist zu vermuten, dass kirchliche Kommunikation mit einem Habitus einhergeht, der für viele Familien nicht mehr anschlussfähig ist. Aus der Diskussion in der Schulforschung ist bekannt, dass der Passung zwischen primärem und sekundärem Habitus eine besondere Aufmerksamkeit zukommen sollte. Die schulischen Möglichkeiten werden größer, wenn Schülerinnen und Schüler vor dem Hintergrund ihrer Familien Beziehungen ausformen können, in denen ihr primärer Habitus konstruktive Berücksichtigung findet.

Übertragen auf das Verhältnis von familialer und kirchlicher Sozialisation ist zu vermuten, dass Kirchlichkeit – zumindest in der Rezeption – deutlich mit habituellen Ausschließungen einherzugehen scheint. Unter diesem Vorzeichen wäre der Rückgang explizit kirchlich-religiöser Sozialisation nicht ausschließlich den Familien anzulasten, sondern als Hinweis auf ein Profil von kirchlicher Religiosität zu verstehen, das offensichtlich immer stärker sozial enggeführt ist. Die kirchliche Form der Kommunikation des Evangeliums erweist sich als besonders anschlussfähig für traditionell orientierte Familien, in denen die Beziehungen der Familienmitglieder zueinander von Kontinuität geprägt sind und die zudem eine Affinität zur Bildung aufweisen. Zudem spielt die Erfahrung des Elternwerdens eine große Rolle, bildet sie doch den Anlass, an die eigene – auch religiöse – Sozialisation anzuknüpfen (vgl. Domsgen 2006). Da sich momentan viele der benannten Faktoren ändern, indem einerseits die Vielfalt familialer Lebensformen zunimmt und andererseits auch der Anteil derer steigt, die keine eigene Familie gründen, hat das Auswirkungen auf das Verhältnis zur Kirche.

Kirchlichkeit trägt in Deutschland institutionelle Züge und ist deshalb mit Elementen des »Vorgegebenen« und »Dauerhaften« (Ludger 2010, 13) verwoben. Damit wird primär eine Form der Religiosität beschrieben, die auf Langfristigkeit angelegt ist und damit generationenübergreifend verstanden werden kann. Das macht sie in besonderer Weise anschlussfähig für bestimmte Familienkonstellationen und trägt in sich zugleich ein kontrastierendes Moment anderen Konstellationen gegenüber, die sich weniger im Gestern und Morgen als vielmehr im Hier und Jetzt verorten.

Die große Bedeutung, die der Frage nach der Taufbereitschaft beigemessen wird, bringt das zum Ausdruck. Eine Antwort darauf verlangt eine gewisse Vorstrukturierung. Einerseits wird vorausgesetzt, dass man überhaupt Kinder haben will. Andererseits werden damit Diversitätsoptionen kaum aufgenommen. Denn, wenn das andere Elternteil keiner oder einer anderen Religion angehört, würden die eigenen Grundsätze sowieso neu auf den Prüfstand zu stellen sein. Eine Zurückhaltung in der Frage der Taufbereitschaft kann also auch als Indiz dafür gewertet werden, dass die Pluralität lebensweltlich angekommen ist. Eine realistische Einschätzung dieser Ausgangslage führt dann zu einer Zurückhaltung hinsichtlich von Entscheidungen, die in der konkreten Situation erst auszuhandeln sind, bevor man sie treffen kann.

Damit zusammenhängend ist zu berücksichtigen, dass eine solche perspektivische Festlegung für viele im Gegensatz zur heute vorherrschenden gesellschaftlichen Logik steht. Dass Eltern immer vorsichtiger werden, ihren Kindern feste Vorgaben hinsichtlich ihrer religiösen und weltanschaulichen Orientierung zu machen, hängt nicht nur damit zusammen, dass sie selbst in diesem Punkt unsicher geworden sind. Vielmehr spüren sie, dass den gegenwärtigen und wohl auch zukünftigen Herausforderungen immer weniger mit unverrückbaren Grundsätzen begegnet werden kann. Antworten, die gestern richtig waren, sind es nicht per se auch morgen. Deshalb sollen die Kinder selbst entscheiden, was dann für sie von Bedeutung ist. Ein solcher Hintergrund hat auch Auswirkungen auf die Antwort zur Frage nach dem Taufbegehren.

Kirchlichkeit ist voraussetzungsreich. Sie hängt von einer Reihe Faktoren ab, die auf den ersten Blick gar keine große Rolle zu spielen scheinen, sich jedoch bei genauerer Betrachtung durchaus als grundlegend erweisen. Dabei ist es nicht nur die Selbsteinschätzung der eigenen Religiosität, die maßgeblich für das Verhältnis zur Kirche ist. Daneben finden sich eine Reihe weiterer Faktoren, wie die benannten Beispiele zeigen. Allerdings handelt es sich hier in der Regel nicht um offen kommunizierte, sondern um implizit gesetzte Voraussetzungen.

Kirchlichkeit war über eine lange Zeit hinweg fast ausschließlich dem Sozialisationsparadigma verpflichtet und ist es auch heute zum größten Teil noch. Voraussetzung dafür ist ein gesellschaftlicher Kontext, die dies unterstützt. Insgesamt handelte und handelt es sich hier um ein stimmiges Zusammenspiel, das in seiner Intensität überzeugt und auch heute in vielen Regionen weitgehend selbstverständlich funktioniert. Allerdings zeichnet sich ab, dass es immer schwieriger wird, die skizzierten Veränderungen im familialen und gesellschaftlichen Bereich damit aufnehmen zu können. Das Spektrum, innerhalb dessen Kirchlichkeit tradiert wird, nimmt nicht zuletzt aufgrund der erwähnten Faktoren tendenziell ab. In Regionen, in denen eine kirchliche Mehrheitskultur vorherrscht, wird durch ein neues Zugehen auf veränderte familiäre Voraussetzungen viel erreicht werden können. In Regionen, in denen die Mehrheit nicht kirchlich orientiert ist, wird es durch solche Änderungen kaum zu einer verstärkten Zunahme der kirchlichen Ansprechbarkeit kommen.

Die große Herausforderung besteht hier darin, nicht innerhalb, sondern in vielen Fällen sogar entgegen der familialen Sozialisationslogik agieren zu müssen. Dass damit auch neue Wege religiösen Lernens eingeschlagen werden müssen, kann hier nur angedeutet werden. Dem Sozialisationsparadigma wird über kurz oder lang eine Art Konversionsparadigma zur Seite gestellt werden müssen. Wie dies im Einzelnen zu profilieren ist, zeichnet sich momentan – wenn überhaupt – nur schemenhaft ab.

Klar ist bisher nur, dass sich das Zusammenspiel von unterstützenden Faktoren zur Profilierung und Gestaltung von Kirchlichkeit ändert. Am Beispiel der Familie lässt sich das gut aufzeigen. Sie bleibt weiterhin prägend, allerdings in einer veränderten Weise. Anstatt einweisend zu agieren, begnügt sich ein Großteil der Familien mit einer hinweisenden Erziehung oder stellt auch dies ein. Auf alle Fälle jedoch bleibt

die Familie ein grundlegender Resonanzraum, der kirchliche Impulse aufnimmt, abwehrt oder als gleichgültig einstuft. Mit abnehmender Prägung der Gesellschaft durch die Kirchen und den daraus resultierenden geringeren Unterstützungsstrukturen für Kirchlichkeit bedarf es einer hinreichenden Plausibilität, um sich kirchlichen Angeboten zuzuwenden. Relevanz wird dabei zur Schlüsselkategorie. Die Befunde der fünften Mitgliedschaftsumfrage zeigen, dass für einen steigenden Teil diese Relevanz nicht mehr per se gegeben ist. Vor allem mit Blick auf die Weitergabe der Kirchenmitgliedschaft an die nächste Generation muss sie sich erst erweisen. Relevant ist, »was beim Individuum Aufmerksamkeit erhält« (Hauschild, Pohl-Patalong 2013, 110). Nach diesen Aufmerksamkeiten wäre verstärkt zu suchen. Dass dabei den in der jüngsten Mitgliedschaftsuntersuchung Befragten ethisch-diakonische Aspekte mindestens ebenso wichtig sind wie kasuelle oder liturgische, sollte auch theologisch reflektiert und kirchentheoretisch berücksichtigt werden.

Hoch bedeutsam ist dabei, dass sich die Wahrscheinlichkeit der Relevanz kirchlicher Angebote erhöht, wenn sie lebensgeschichtliche und alltägliche Vollzüge begleiten. Als eigene Sozialform im Sinne des im 19. Jahrhundert entstandenen Gemeindehauses scheint die Bedeutung von Kirche zurückzugehen. Das mag man bedauern. Im längeren historischen Rückblick jedoch relativiert sich das. Letztlich kommt es darauf an, Menschen in ihren lebensweltlich relevanten Sozialformen dabei zu unterstützen, das Evangelium zu kommunizieren und auf diese Weise zu ihrer Bildung im Sinne ihrer »Subjektwerdung« (Biehl 1991, 579) beizutragen. Im Blick sollten dabei nicht nur die Getauften sein, sondern auch diejenigen, die zur Taufe eingeladen sind.